

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 50 (1924)
Heft: 17

Werbung

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE VERHEXTE STADT

Humoreske von Hans Jung

Es gibt seltsame Familiennamen, bei denen hören man sofort lächeln muß, wenn man sie in Verbindung mit ihren Trägern bringt. Aber was kann ein unschuldiger Mensch für seinen Namen, wenn er ihn oft auch weniger gern erträgt, als das Vermögen von Vater und Großvater.

Es gibt zum Glück aber auch ein Land auf unserm Globus — das freiste und glücklichste, wie es seine Bewohner nennen —, in dem jeder nach seiner Art selig werden und einen Namen tragen kann, der ihm beliebt, wie ihn seine Phantasie erfindet.

Ob Jim Dotterys selig im Herrn und in den Armen einer uralten Tante entschlafener Vater wirklich noch Eidotter geheißen hat, ist nicht mehr festzustellen, obwohl die uralte Tante immer noch in irgendinem europäischen Städtchen lebt und trotz ihrer siebenundneunzig Lenz immer noch einen neuen Jahressring anzeigt, denn sie hört nichts mehr, auch nicht durch ein mächtiges Schallrohr, das sie sich über der Ohrmuschel anschraubt, und was sie noch schwätzt, ist kindisch.

Jim Dottery würde den Sinn ihrer Existenz unbedingt bezweifeln, wenn die uralte Tante auch nur das geringste noch zu vererben hätte. Als er nach Amerika ging, hätte er ein paar Groschen gut gebrauchen können. Aber niemand hat ihm damals was geschenkt oder geliehen.

Sicher ist nur dies, daß er auf der Kontrollstelle in Long Island mit absoluter Aufrichtigkeit angegeben hat, daß er Jim Eidotter heiße, aus Deutschland stamme, weder Eltern noch Geld besitze, wohl aber einen ausführlichen und vielgestempelten Paß der deutschen Polizei mit seinem Signalement, und daß er gesund und ohne Strafen sei. Und arbeitsfreudig.

Arbeitsfreudig zu jedem Schaffen.

Da hatte der Kommissar gegrinst und ihn durch die Sperre gelassen.

Als Jim das Kontrollgebäude im Rücken hatte, war er schon gewandelt und benahm sich wie der freiste der freiesten Nation of the world.

Ich, Jim Dottery, bin nach Amerika gekommen, um mir eine neue Existenz zu schaffen, und ihr sollt es schon erleben, daß ich mindestens ein Petroleummagnat oder Börsenkönig werde. Ich bin fleißig, schlau und gewitzt und komme nicht unvorbereitet in dieses schöne Land, das ich in zehn Jahren oder elf (so genau kommt es mir nicht drauf an) zu meinen Füßen liegen sehen will.

Zugegeben, Jim Dottery beherrschte die Sprache seiner neuen Heimat ganz ausgezeichnet. Er sagte „Yes“, wenn man ihm etwas auftrug, und „allright“, wenn er etwas erledigt hatte. Er sagte niemals „No“.

Ein so tüchtiger Kerl mußte vorwärts kommen.

Wir werden ja sehen.

Trotz seiner fabelhaften Sprachkenntnisse und seines ungebrochenen Mutes aber wäre Jim Dottery doch nicht gar zu sieges sicher gewesen, wenn er nicht noch eine Rückendeckung gehabt hätte.

Er besaß nämlich einen Onkel in Amerika (Jonas Eidotter, wenn er nicht auch den Namen gewechselt hatte).

Aber man wechselt schließlich nicht seinen Namen jährlich wie das Hemd.

Dieser Jonas Eidotter war der älteste Bruder seines Vaters gewesen (Jims Vater,

geben konnte. Hier im freisten Lande der Welt war alles ein Beruf, wenn man nur zu irgendeinem Zwecke die Finger trumm machte.

Die Hauptsache war, daß der Beruf seinen Mann ernährte, sonst war etwas faul, der Beruf oder der Mann.

Da Jim das letztere nicht von sich sagen konnte, mußte es logischerweise am Berufe liegen und so wechselte er.

Er brachte es in sieben Wochen auf siebenundvierzig Variationen des Dollararmachens, dann hatte er Glück und die herrliche Aussicht, als Tellersteller des Valonia-Hotels eine Lebensstellung gewonnen zu haben. Essen und

Lungenkranke stärken sich mit
BIOMALT

nicht seines eigenen, denn solche Naturwunder gibt es in unserem Jahrhundert nicht mehr) und in jungen Jahren nach Amerika ausgewandert.

Jim Dottery wußte nur den Namen der Stadt, in der er leben sollte. Die Stadt hieß Cuttletown und lag irgendwo im Westen der Vereinigten Staaten. Und dort hatte sie auch schon vor zwanzig Jahren gelegen, als der scheinbar nicht allzu redselige Bruder seinen Brief geschrieben hatte, an den sich Jim jetzt erinnerte.

Um das teure Auslandsporto zu sparen, hatte Jim Dottery einen ausführlichen Brief an den Onkel Jonas in Cuttletown mit über den großen Teich geschleppt. Und jetzt opferte er seine letzten Cents, um ihn an die Adresse zu befördern.

Dann sagte Jim Dottery kurz entschlossen „Allright“ und stürzte sich in die Arbeit.

Er wollte Dollars machen.

Lieber Gott, Dollars machen! Die Geschichte war doch nicht gar so einfach.

Die „Großen“, die Gewichten, die mit allen Wassern Gewaschenen, die schaffen das schon, aber die Kleinen dürfen froh sein, wenn sie Cent auf Cent beiseite bringen. Und an jedem Klebt ein schwerer Tropfen Schweiß.

Keinem wird drüben etwas geschenkt.

Jim Dottery war noch ein Greenhorn. Aber diese Vokabel kannte er zum Glück nicht.

Wie ein Feinschmecker nach der Speisekarte die einzelnen Gerichte probiert, um schließlich bei dem ihm zusagenden zu bleiben, so kostete Jim Dottery die Berufe auf der Speisekarte des Lebens.

Er hatte niemals geahnt, daß es so viele

Nachtlager war frei und am Sonnabend zahlte der Manager drei Dollar.

Jim Dottery verfiel trotzdem nicht in das schreckliche Laster, seinen Reichtum zu verprassen. Er rauchte nicht, er trank nicht, er gönnte sich nichts und sparte. Sparte.

Er suchte sich einen Kompagnon.

Zu zweit geht in der Welt alles besser.

Ein Dollar ist schwer erspart, aber schon einer kostet im Jahre einige Tents Zinsen.

Mit zehn Dollars kann man in den Vereinigten Staaten schon eine Aktiengesellschaft gründen, denn soviel Betriebskapital ist notwendig, um die Aktiennägel und Kupons drucken zu lassen. Die Aktien bringt man leicht an den Mann.

Mit fünfundzwanzig Dollars kann man sich schon den Nimbus eines heimlichen Kröss um die Schläfen winden, wenn man nur das dazu pfiffige Gesicht machen kann.

Und mit fünfzig Dollars... Da bekommt die Fata Morgana der Wall Street schon scharf umrissene Konturen.

Jim war ein kluger Kerl.

Ursprünglich wollte er es mal auf zwanzig Dollars bringen. Als er sich aber durch sein Geschick auch zu seiner Arbeit tauglich erwies und in nächtlichen Überstunden für die Gäste des Valonia-Hotels Gläser polierte, waren die fünfundzwanzig eher erreicht, als er selbst berechnet hatte.

Und als er eines Morgens Fräulein Mary Smith im Hoteltreppengang begegnete, da kam ihm der Gedanke der Company.

So kann man sich den Amerikaner wünschen. —

**Elektrische Heisswasserspeicher
„Cumulus“**

Fr. Sauter A.G. Basel

Prima Referenzen

Nehmen Sie bitte bei Bestellungen immer auf den „Nebelspalter“ Bezug!

NEBELSPALTER 1924 Nr. 17